

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1933-1936 1936

111 (22.4.1936) Die deutsche Frau

Die Deutsche Frau

Freude am Kind

„Das Leben wird uns nie einen höheren Wert bieten als die Sorge, die Mühe, die Last, das ganze Glück, das unsere Kinder verursachen.“

Die Annehmlichkeiten und Lockungen der Großstadt, Gemütslust, Bequemlichkeit und das geradezu beanspruchte Recht des Schaulustens: so vieles hat in der modernen Zeit zu einer Abwendung vom Kinde geführt. Und die kalte Ueberlegung, daß Kinder Geld kosten, welches man lieber seinem Vergnügen opfern könnte, daß sie Zeit in Anspruch nehmen und eine Verantwortung aufladen, hat vielfach sogar eine wahre Angst vor dem Kinde gezeitigt.

Wie ein Sonnenstrahl leuchtet in diese kühle Lebensrechnung hinein das schöne Wort Pestalozzis: „Die Freude der Eltern über ihre Kinder ist die heiligste Freude der Menschheit!“ — Er wußte und fühlte, was das Kind für uns so reizvoll und zauberhaft macht, sein quellfrisches, vorwärtsdrängendes Leben, das noch tausend Möglichkeiten und Verheißungen vor sich sieht und den Alltag mit seinem reichen Schatz an Zuversicht und Frohsinn vergoldet. Wer nur ein klein wenig Sinn für Ursprünglichkeit besitzt, der muß seine helle Freude haben an Spiel und Sang des Kindes, an einem lachenden Kindermund, an der Natürlichkeit und reichen Empfänglichkeit einer Kindesseele. Offen liegt sie noch vor uns, noch verflüchtigt keine vernünftelnde Erwägung die Türen, und Gefühl und Wunsch, Dolken und Sehnen brechen noch ungeteilt und unverstellt aus ihrem tiefsten Inneren.

Gerade in unserer Zeit, die mehr als je unsere Lebenskräfte beansprucht, sollten wir daran denken, welchen Gewinn für uns die Freude am Kinde bedeuten kann! „Ein Mensch ist so stark, wie er freudig sein kann“ sagt Carl Ludwig Schleich in seiner „Besonnenen Vergnügenzeit“. Wie viele aber gehen Tag für Tag an ihrem Kinde vorbei, mürrisch und unzufrieden, und sehen gar nicht, wieviel Sonne und Freude sie ihr Herz verflüchten. Um wieviel glücklicher der, der etwa die jubelnde Freude eines Kindes mitangeht, dem er traudel einen kleinen Herzenswunsch erfüllt hat, und um wieviel glücklicher der Lebenskünstler, der täglich eine Stunde aufzubringen weiß, in der er seinen Kindern lebt! Nichts Schöneres als zum Kinde hinabzusteigen und an seinem Spiele, dem ersten Inhalt seines Lebens, teilzunehmen! Denn sein Spiel ist keine Spielerei, sondern hier legt es seinen Gedanken Form und Wirklichkeit, hier legt es den Samen zu Arbeitsfreude und Arbeitslust, und hier breitet es seine Innenvelt vertrauensvoll aus. Kein Wunder, daß wir hier den Schlüssel zum Herzen und zur Seele unserer Kinder am leichtesten finden können. Es steht wirklich eine tiefe Lebensweisheit in dem Worte, mit dem Goethe seinen Werther bekennen läßt: „Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen ansehe, immer wiederhol' ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eins von diesen!“

Es ist verständlich, wenn Eltern ihrer Freude am Kinde durch Zärtlichkeit Ausdruck geben. Lebte doch auch in jedem Wesen eine geheime Sehnsucht danach, und das Leben verbraucht so viel Wärme, und die Menschen werden so schnell hart, verbissen und mit sich zerfallen, daß wir einem Kinde gar nicht genug Zärtlichkeit mit auf den Weg geben können. Freilich ist es damit nicht getan. Jenes Einssein der Eltern mit dem Kinde in Spiel und Alltag ist ungleich wertvoller und nachhaltiger, auch wenn dieses schon größer ist. Heiter sein mit den Kindern, Stunden kameradschaftlichen Zusammenlebens mit ihnen durch Wandern, Spiel, Lektüre oder Musik, Stunden, in denen wir uns gewöhnen, Sorgen und Kernaussagen des Geschäftes und Amtes von uns zu tun — sie werden nicht nur dem Kinde einen Kern unzerstörbarer Lebensharmonie geben und manche Hemmungen seiner Entwicklung forträumen, sondern auch für uns ein Aufatmen und eine Quelle des Frohsinns werden. „Eine einstige Stunde — wieviel Segen kann von ihr ausströmen, wenn sich Vater, Mutter und Kind den ganzen Tag auf diese Stunde freuen!“ (Münch).

Freude am Kind wird einen hellen Widerschein geben in des Kindes Herzen und sein Dasein warm und reich machen. Wenn aber Eltern trübe Stunden haben, wenn Sorgen und mürrisches Wesen jeden Frohsinn verdrängen und das Kind nur zum Schweigen verurteilt oder gar weggehoben wird, da trübt sich auch sein Himmel, es geht gedrückt durchs Leben und verliert das rechte innere Verhältnis zu seinen Eltern. Eines Tages aber ist es ein fertiger, den Eltern entfremdeter Mensch. Durch nichts im Leben sollten wir uns daher die Freude an unseren Kindern trüben lassen, auch dann nicht, wenn sie ungezogen sind und Anlaß zur Klage geben. Wie viele Ungezogenheiten geben ja nur aus Unbedachtbarkeit und Temperament hervor, wie viele aus jugendlichem „Kraftüberschuß“! Wie viele sind auch nur Ausprägungen von Stimmungsschwankungen, denen wir Erwachsenen zuweilen so unterworfen sind und die wir an uns selbst mit

dem harmlosen Worte „schlechte Laune“ zu suchen pflegen! Und wenn wirklich einmal Strafe nötig ist, dann mit Maß und ohne Nachträglichkeit! Nie soll sie unsere Freude am Kinde trüben. Die einsichtige Mutter in „Hermann und Dorothea“ hat schon recht: „Täglich mit Schelten und Tadeln hemmst du dem Armen allen Mut in der Brust!“

Je größer und älter das Kind wird, um so mehr achte sein Eigenleben! Mache deine Freude am Kinde

nicht etwa davon abhängig, ob es ein Ebenbild deiner selbst wird, wie du es vielleicht erhofft hast. Im Gegenteil: dein Kind ist und wird nach seinen eigenen Gesetzen und trägt die Richtung seiner Entwicklung, ja sein Lebensziel in sich. Versuche also nicht, Schicksal zu spielen, indem du ihm deine Welt aufdrängst und die seinige raubst! Freue dich auch dann an deinem Kinde, wenn du es seinen eigenen Weg gehen siehst, und sei ihm auch auf diesem ein verständnisvoller Berater. R. Weigel.



Aufnahme: C. Replaff, Düsseldorf.

Kleines Haupt mit dem blonden Flaum,
Vogelherzchen, pochend im ersten Traum,
Was in deinem Blute zusammenrannt,
Fängt mit dir wieder sein Leben an. —

Aus deinem schlummergeröteten holden Gesicht
Lachen lange erlöschene Augen wieder ins Licht.
Kastlose Hand, in ewige Starrheit gebannt,
Sucht nach Greifen und Formen in deiner winzigen Hand.

Alle, Kind, in deinem Blute gemündet,
Alle noch einmal in deinem Herzen entzündet,
Wollen erstehen in dir und wollen ihr Leben
Wie eine Fackel durch dich weiter an andere geben.

Agnes Miegel.

Leben, schwer von Segen wie reife Garben,
Heißbeweinte, die weiß und weiß farben, —
Frühvollendete, kaum im Dämmern erwacht,
Kaum erst tastende — jäh versunken in Nacht,

Einsame Leben, die immer im Schatten standen,
Kinderlose, die keine Erfüllung fanden —
Anderer, selig in überreich blühenden Herzen,
Wie ein Baum mit tausend Kasanienkerzen —

Das Ehescheidungsrecht

Von Rechtsanwältin Dr. Ilse Eben-Servaes, Berlin.

Oberster Grundfalsch auch auf dem Gebiete des Rechts ist die Volksgemeinschaft.

Von diesen Gedanken ausgehend, ist im Familienrechtsausschuß der Akademie für Deutsches Recht folgender Begriff der Ehe geprägt worden:

„Ehe ist die von der Volksgemeinschaft anerkannte, auf gegenseitiger Treue, Liebe und Achtung beruhende dauernde Lebensgemeinschaft zweier rasegleicher, erdgefunder Personen verschiedenen Geschlechts zum Zwecke der Wahrung und Förderung des Gemeinwohls durch einträchtige Zusammenarbeit und zum Zwecke der Erzeugung rasegleicher, erdgefunder Kinder und ihrer Erziehung zu tüchtigen Volksgenossen.“

Nach dieser Sinngebung der Ehe besteht die Ehe also nicht lediglich in den persönlichen Beziehungen der Ehegatten zu einander, sondern sie ist die Keimzelle und Grundlage der Volksgemeinschaft.

Für die Frage, ob eine Ehe zu scheiden ist, ist nach den bisherigen Gesetzen zu prüfen, ob, abgesehen von der Geisteskrankheit, ein schuldhaftes Verhalten des einen Ehegatten gegenüber dem anderen vorliegt, und ob, mit Ausnahme der sogenannten absoluten Scheidungsgründe, irrtümlich dem anderen Teil die Fortsetzung zugemutet werden kann. Diese Frage kann bei einer Betrachtung des Wertes der Ehe für die Volksgemeinschaft nicht ausschlaggebend sein. Die Fragestellung kann hier nur lauten: Ist die Ehe in ihrem innersten Kern so unheilbar zerrüttet, daß keine Aussicht auf eine gedeihliche Fortsetzung mehr besteht und keine Gewähr vorhanden ist, daß in ihr Kinder zu wertvollen Gliedern der Volksgemeinschaft herangebildet werden. Da die Frage nicht vom einzelnen Ehegatten, sondern von der Volksgemeinschaft ausgeht, kommt es daher auf die Zerrüttung der Ehe und nicht auf die Schuld, auf die objektive Wertlosigkeit für das Volksganze, und nicht auf die Zumutbarkeit für den einzelnen Ehegatten an.

Daher ist auch die heute oft zu hörende Frage, ob die Ehescheidung erleichtert oder erschwert wird, vollkommen unrichtig und beweist, daß die Betrachtungsweise falsch ist. Der Nationalsozialismus hat ein Interesse an ihrer Erhaltung, aber ebenso ist eine unheilbar zerrüttete Ehe für die Volksgemeinschaft wertlos.

Wenn gerade von Frauen oft gesagt wird, diese Betrachtungsweise führe dazu, daß die Männer leichter eine ihnen unbequem gewordene Ehe lösen können, so kann man ihnen nur folgendes erwidern:

Allerdings wird die Möglichkeit geschaffen, vollkommen wertlose Ehen, die unheilbar zerrüttet sind, zu scheiden, auch in Fällen, in denen heute durch das Verschuldungsprinzip eine Lösung nicht möglich ist. Aber andererseits wird gerade auch die Möglichkeit gegeben, Ehen aufrecht zu erhalten, wenn der Richter die Ueberzeugung gewinnt, daß die, wenn auch auf einem schuldhaften Verhalten beruhenden, Schwierigkeiten einer Ehe aller Voraussetzungen nach nur vorübergehende sind, und wenn die begründete Aussicht besteht, daß trotzdem diese Ehe ihren Sinn und Zweck wieder erfüllen wird.

Es darf auch nicht vergessen werden, wie die krankehafte Erhaltung vollkommen zerrütteter Ehen, bei denen eine Schuld nicht nachzuweisen war, oft gerade den Kindern geschadet hat. Es gibt manche Fälle, in denen eine weltanschauliche Kluft zwischen den Eltern besteht, in denen der eine Elternteil in der Bewegung gewachsen ist, und der andere aus seinen alten Gedankengängen nicht heraus kann, und so eine vollkommene innere Entfremdung entstanden ist, die sich naturgemäß gerade bei der Erziehung der Kinder zu deren Nachteil stark bemerkbar macht.

Gerade eine Mutter wird verstehen, daß oft zum Wohle des Kindes die Lösung einer Ehe, in der eine ständige Atmosphäre des Unfriedens herrscht, notwendig für seine Entwicklung ist.

Menschlich wird es dagegen auch zu verstehen sein, daß Frauen oft, trotzdem sie unter einer zerrütteten Ehe selber leiden, sich, besonders wenn sie älter sind, scheuen, die Ehe zu lösen in der Angst, bei einer Mitschuld ihren Unterhaltsanspruch zu verlieren und in Not zu geraten. Man kann diesen Frauen auch nicht den Vorwurf machen, daß sie die Ehe anscheinend nur als eine Versorgungsanstalt betrachten. Da gerade die sittliche Erneuerung des deutschen Volkes ein wesentliches Ziel ist, so muß auch die Möglichkeit gegeben werden, daß die Frauen nicht aus einer tatsächlichen, persönlichen Not heraus Ehen erhalten, die ethisch wertlos sind. Die Frage des Unterhalts wird daher unter allen Umständen grundsätzlich unabhängig gemacht werden müssen von einer Entscheidung im Ehescheidungsverfahren. Es werden Billigkeitsgesichtspunkte maßgebend sein müssen, und auch hier wird der Familienrichter im einzelnen Fall prüfen müssen, und berücksichtigen, ob eine Ehe nach kurzer Zeit gelöst und die Frau sehr wohl in der Lage ist, einen früheren Beruf wieder zu ergreifen oder ob nach 15 oder 20 Jahren eine Ehe geschieden wird, nachdem die Frau ihre Arbeitskraft im Hauswesen oder Geschäft verbraucht hat, oder ob eine Mutter von mehreren Kindern auch wirtschaftlich in die Lage versetzt werden muß, ihre Aufgabe als Mutter zu erfüllen und nicht gezwungen wird, ihre Kinder Fremden zu überlassen, um selber zu arbeiten.

Ebenso wird auch für die Frage, wem die Kinder nach der Ehescheidung zufallen, nur die Eignung zur Pflege und Erziehung maßgebend sein, und hierbei wird die natürliche Verbundenheit des Kindes zur Mutter Berücksichtigung finden.

Die Kinder vom Hahnenbüchel / Von Marg. Graf,

Am Hahnenbüchel — das ist eine grüne, von den mannigfaltigen Blumen durchwirkte Aue, weitab von den breiten Straßen des Verkehrs. Die Leute dort sind ein wenig langsam im Begreifen, desto zäher aber im Festhalten. Arbeit und Ehe, Kindheit und Tod sind ihnen natürliche Gegebenheiten, um deren Ablauf man keine großen Worte braucht. Dem Fremden mißtrauen die vom Hahnenbüchel hartnäckig, der Nachbar aber kann dem Nachbar bis in die tiefste Verzweiflung sehen.

Fremd war und blieb ihnen viele Jahre lang der rote Peter aus jener Familie. Den „roten“ Peter nannten sie ihn sowohl seines struppigen Haarschopps als auch seiner abseitigen Gesinnung wegen. Und sein Gewerbe war nicht dazu angetan, ihm in ihren Augen höhere Achtung einzutragen. Den Winter lang band er Beien und focht sich einen tüchtigen Vorrat von Weidenkörben; so bald es lenze ging er damit auf große Fahrt, um erst im späten Herbst mit großen Sprüchen und kleinen Erbsen wieder heimzukommen. Während dieser Zeit ernährte sein Weib, eine einkaufene Bauerntochter, die ihrer Jugend Torheit zu jeder Stunde bitter büßte, sich und ihre fünf Kinder kümmerlich genug von der Milch ihrer beiden Ziegen und den Erträgen des kleinen Krautgartens. Das Weib war allzeit vergrämt, die fünf Würmler wurden niemals satt.

Als die Junglehrerin Britta Heilkrath am Hahnenbüchel ihren ersten Dienst antreten sollte, beehrte sie der Herr Schulrat: „Mein liebes Fräulein, wollen Sie vor allem Anderen zwei Dinge beachten: Schonen Sie Ihren Hals und schonen Sie das Elstein, das ist die Letzte des roten Peters!“ Das Fräulein erkannte zwar ob dieser wunderlichen Einführung ins Amt, gelobte aber gleichwohl, beide Mahnungen beherzigen zu wollen.

Ein halbes Jahr wies sich in der Tat als sehr nützlich, sobald der erste rauhe Märzwind über die Aede raulte. Das Fräulein, das aus milderen Gefilden kam, erschaute und vermumte sich geordnet bis über die Ohren. Schwieriger war es schon, dem Elstein in Güte beizukommen. Die kleine vernachlässigte ihre Hausaufgaben fräulich und es geschah nicht selten, daß sie selbst während des Unterrichts den Kopf auf beide Arme stützte und friedlich ent schlummerte.

Fräulein Heilkrath sah sich so lange in Geduld, als die Bewunderung des Schulrats in ihr nachklang. Eines Tages aber schlug ihre lebhafteste Wesensart Funken, sie sah das schlafende Kind hart am Arm und übergoß die mühsam Wachgeschüttelte mit einer Flut bitterer Vorwürfe.

Die Kleine wagte kein armes Wort darüber, aber ein paar große Tränen rannen langsam über das Blasse, in Furcht und Schreden erstarrte Gesichtlein. Britta Heilkrath ließ betroffen von der kleinen Sänderin ab und kehrte sich schief verlegen zu den anderen Kindern, mit denen sie sich in den wenigen Wochen allbereits auf eine herliche und gesunde Art angefreundet hatte. Der Unterricht lief weiter. In der großen Pause verlangte Konrad, ein genodeter, überaus gutwilliger Junge, mit dem Fräulein zu sprechen. Er erklärte frei heraus, dem Elstein sei unrecht geschahen! Die Mutter liege seit Monaten krank darnieder und das Kind habe tapfer alle Pflichten auf sich genommen wie ein Großes. Bestürzt fragte Britta Heilkrath, warum denn niemand sich der Kranken und der Kinder angenommen habe?

Mit hochtönen Kopf versicherte ihr Konrad, daß ihm diese Unterlassungsünde lust heute recht zum Bewußtsein gekommen sei und daß er sich seiner wie ihrer aller Ueberheblichkeit bitterlich schäme. Nun aber wolle er so gleich Rat und Abhilfe schaffen!

Wie — er ganz allein, ohne daß etwa das Fräulein — —? O ja, ihm kann sie schon vertrauen! Er mit seinen zwölf Jährlein ist schon ein ganzer Kerl, der's nicht nötig hat, sich hinter einen Weibertitel zu stecken!

Am Abend verammelt er die besten Kameraden, auch etwelche Mädchen sind darunter. Bei Brinmonns großer Regentonne, sonst dem erprobten Thingplatz für manchen losen Streich, wird Ernstes beraten und gelöst.

Am nächsten Morgen schon geht es aus Wert. Mit dem ersten Sonnenstrahl rückt ein halbes Dutzend Hengelmännchen an und alsbald regt es sich geschäftig in der Stille des roten Peters. Einer meißt die Jiegen aus, die verwundern die Hälle nach der fremden Hand brechen. In des entzündet eine Kameradin das Herdfeuer, framt fünf derbe Keile schwarzen Bauernbrots hervor, die sie von zu Hause mitgebracht hat, und verteilt sie zwischen den irdenen Schüsselchen der Häuslerkinder. Eine besonders Mutige bedient die kranke Frau, eine Andere wäscht und spült die kleinen Geschwister des Elsteins.

Zunächst will die Kranke diese Guttaten mit Groll und Mißtrauen aufnehmen. Aber schon anderntags murtzt sie kaum noch darüber — welche Mutter schlägt auch noch der Hand, die ihren Kindern Brot reicht? Und es steht keine Woche an, so erwartet sie allmorgendlich die wackere kleine Schär mit betrummelt Lächeln und dankbarem Wort.

Jetzt werden endlich auch die vom Hahnenbüchel gewahr, wie unfreundlich sie an den schuldlosen Kindern des roten

Peters gehandelt haben und rücken beschämt mit vollen Händen an. Dieser schickt ein überzähliges Federbett und Jener ein kräftige Suppe. Eine der Nachbarinnen näht zwilchene Fosen für die Kuben, eine andere stiftet dem Elstein eine bunte Schürze.

So geht der Sommer hin und die Frau humpelt schon wieder geschäftig durchs Haus. Das Elstein hat rote Tuppen bekommen und die Schatten unter seinen Augen sind verschwunden. Seine Heste liefert es pünktlich und sauber ab und von Britta Heilkraths einprägsamen Worten geht ihm auch nicht ein einziges mehr verloren. Auch — und das ist gewiß das Schönste — hat es wieder Lachen gelernt und bei den wilden, herzhafsten Spielen der Andern treibt es wader mit um. Soweit wäre ja nun alles in bester Ordnung. Was aber wird der rote Peter dazu sagen, daß mit einem Male das ganze Dorf vor dem Glück in seiner Stille Schildwache steht?

Dem wackeren Konrad fährt es ordentlich in die Knochen, als er an einem späten Herbsttage dem Gefürchteten unversehrt im freien Felde begegnet. Davonlaufen? Gibt es nicht! Der rote Peter mußert ihn eine Weile gründlich. Dann fragt er ohne Umschweife: „Bist Du das, Konrad Krüger?“

„Ja der bin ich wohl!“ antwortet der Junge entschlossen. Da glätten sich die tiefen Stirnalten des

Mannes urplötzlich. „Bist ein Teufelskerl!“ sagt der rote Peter und sieht garnicht grimmig dabei aus. Ja, er streckt dem Konrad sogar die Hand hin und der Schimmer eines Lächelns geht um seinen stoppelbärtigen Mund. „Na, dann mach ich also meine Dankagung — das Elstein hat mir ja Wunderdinge erzählt!“

„Von Dank sollt Ihr nicht reden“, sagt Konrad fest. „Daß ein Volksgenosse dem anderen beisteht, daß ist für uns Jungen selbstverständlich!“

„So? Das ist — selbstverständlich — bei euch?“ Der rote Peter, steht mit hängenden Armen und in seinem Gesicht weiterleuchtet's gemaltig. Er sieht gar nicht mehr zum Fürchten aus, eher schon zum Bemitleiden. Endlich würgt er heraus: „Junge — Du, ich glaube fast —“

„Was denn?“ fragt Konrad gespannt. Da schreit der Mann es laut in den stillen Abend hinaus: „Daß ich ein Schafskopf gewesen bin, ein ganz großer Schafskopf! Und da gib's nicht dabei zu lachen, hörst Du?“

Mit großen Schritten rennt er querfeldein, als schäme er sich seines Gehändnisses.

Konrad steht ihm lange nach. Und — so jung er ist — er lacht wirklich nicht. Denn er begreift sehr wohl, daß es eine große und sehr ernste Sache ist, wenn ein Mensch noch langer Irrfahrt endlich den rechten Weg gefunden hat.

„Wenn man sagt, die Welt des Mannes ist der Staat, die Welt des Mannes ist sein Ringen, die Einsigbereitschaft für die Gemeinschaft, so könnte man vielleicht sagen, daß die Welt der Frau eine kleinere sei. Denn ihre Welt ist ihr Mann, ihre Familie, ihre Kinder und ihr Haus. Wo wäre aber die größere Welt, wenn niemand da wäre, der die Sorgen um die kleinere Welt zu seinem Lebensinhalt machen würde? Nein: Die große Welt baut sich auf der kleinen Welt auf! Diese große Welt kann nicht bestehen, wenn die kleine Welt nicht fest ist. Die Vorsehung hat der Frau die Sorgen um diese ihre eigenste Welt zugewiesen, aus der sich dann erst die Welt des Mannes bilden und aufbauen kann.“

Auf dem Frauenkongress in Nürnberg, 8. Sept. 1934.

Adolf Hitler.

Hauswirtschaftliche „Einfährige“!

Ein Gespräch

Was langen wir uns mit unseren schulentlassenen Mädels an? Das ist eine Frage, die wir immer wieder hören von den Müttern der jungen Mädchen, die an Eltern die Schule verlassen, und für die es gilt, einen Beruf zu erwählen und sie einer geordneten Arbeit zuzuführen.

Die Berufsberaterin: Ja, zu was hat sie denn eine besondere Meinung, was für Fähigkeiten hat sie, ist sie besonders begabt für ein bestimmtes Gebiet, oder hat sie selbst schon einen bestimmten Plan für ihre weitere Ausbildung?

Die Mutter: Das ist es ja gerade, sehen Sie, das Mädchen ist doch mit seinen vierzehn Jahren noch so jung, daß man das heute noch gar nicht so sicher sagen kann, und man möchte ihr doch erst einmal nach der Schulzeit eine Zeit der Entwicklung gönnen, in der sie selbst erst steht, was für sie paßt, wir möchten sie doch nicht gleich in ein Büro heften, sondern auch einmal ihre praktische Vagabund werden und fördern, denn die braucht sie im späteren Leben als Frau doch auch, das weiß ich selbst am besten.

Die Berufsberaterin: Das ist sehr vernünftig von Ihnen gedacht, sehen Sie, die meisten Mütter meinen, die Hauptsache ist, daß das Mädchen möglichst rasch etwas verdient, und dabei übersehen die Frauen immer, daß es für ihre Töchter doch noch eine andere Aufgabe gibt, die mindestens so wichtig ist, nämlich die, zuerst einmal in der Hauswirtschaft etwas zu lernen, wenigstens so viel, daß sie so „angelehnt“ sind, daß sie doch einen Begriff haben von dem, was in der Hauswirtschaft verlangt wird, und dadurch für ihren eigenen Haushalt eine gute Grundlage geschaffen haben, auf der sie dann weiter bauen können. Deshalb hat man jetzt ja die Anlernmädchen in den Haushaltungen eingeführt, um hier neben der Schule durch die häusliche Praxis den Mädchen dies nötige Wissen zu geben.

Die Mutter: Ja, davon habe ich auch schon gehört, aber es wurde mir gesagt, daß die Mädchen sich für zwei Jahre verpflichten müßten, und das können wir nicht, denn

wir wollen doch unserer Lore noch den Weg zu einem anderen Beruf nicht verperren, wir möchten sie dann später in eine Lehre geben.

Die Berufsberaterin: Darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Das Anlernjahr ist, wie schon der Name sagt, ein Jahr hauswirtschaftlicher Anlernens, außerdem gibt es noch eine regelrechte Lehre für solche Mädels, die später den hauswirtschaftlichen Beruf ausüben wollen; hier müssen sie zwei Jahre lernen. Es wird ein zweijähriger Vertrag abgeschlossen, der für die Hausfrau und für das Mädchen bindend ist, aber bei dem Anlernjahr handelt es sich nicht um eine Berufsausbildung, sondern nur um die Erziehung in einem dazu geeigneten Haushalt, um dem Mädchen die Arbeiten, die seinem Alter entsprechen, nahe zu bringen, und auch um ihm einen Einblick zu geben in die große Verantwortung, die heute in jeder Haushaltungslage liegt, also den Sinn zu wecken für die Bedeutung der Hauswirtschaft im Volksganzen.

Die Mutter: Ja, das verstehe ich schon, aber es ist mir doch abgeraten worden, mein Kind in eine Haushaltung zu geben, weil die Mädchen dort oft so ausgezehrt würden.

Die Berufsberaterin: Darüber kann ich Sie wirklich beruhigen. Wir sehen uns die Haushalte ganz genau an, denen wir solche junge Mädchen geben, und nur da, wo wir überzeugt sind, daß die Hausfrau auch gelehrt ist, daß sie ein mütterliches Empfinden hat für das junge Ding, das man ihr ja doch anvertraut, nur da schicken wir die jungen Mädels hin. Die Hausfrau muß es als einen Ehrentitel ansehen, wenn man sie für würdig hält, unsere Jugend zu betreuen und anzulernen. Unsere Vertrauensfrauen haben da am Anfang auch manchmal dazwischenzutreten müssen, wenn eine unvernünftige Hausfrau glaubte, eine volle Arbeitskraft an dem Mädchen zu haben. Das ist es natürlich nicht, aber eine gute Hilfe ist sie, wenn sie selbst Lust und Liebe zur Arbeit hat, und die Hausfrau und sie zusammen arbeiten.

Die Mutter: Ja, wie ist es aber, bekommt das Mädchen gar keinen Lohn? So ein junges Ding möchte doch auch gern für ihre Arbeit eine Entschädigung haben! Das werden Sie verstehen.

Die Berufsberaterin: Das verstehe ich natürlich, aber doch ist in dem Anlernjahr keine Vergütung festgelegt, weil die Hausfrau doch eine recht große Aufgabe auf sich nimmt, einem jungen, unerfahrenen Ding nun alles von morgens bis abends zu setzen; sie bekommt ja doch das Essen, die Wohnung, die Krankenkasse und in vielen Fällen ist die Hausfrau auch immer mal bereit, ein Paar Schuhe losen zu lassen, oder sonst einzuspringen, wo es unbedingt Not tut.

Die Mutter: Ja, da haben Sie recht, ich werde es mal überlegen, eine Sorge habe ich allerdings noch, ob es dem Mädchen nicht auch zu einfam wird, im Büro losen doch auch die Kameradinnen, und sie haben immer mal eine Ansprache, im Haushalt fällt das alles weg!

Die Berufsberaterin: Nicht so sehr, wie Sie denken. In der Freizeit wird das Mädchen vom VDM betreut; hier haben sich doch wirklich die Verhältnisse so zum Guten geändert, daß man heute nicht mehr die Arbeit im Hause so ansehen kann als früher, wo selbst ältere Hausgeschickinnen wenig Zeit für sich hatten.

Und daß ein besseres Verständnis sich anbahnt, das bezeugt uns am besten, daß wir in Karlsruhe eine Hausfrau haben, die schon den zweiten und dritten „hauswirtschaftlichen Einfährigen“ haben.

Wir sind auf dem rechten Wege das sehen wir, die Hausarbeit wird wieder als wertvoll und als befriedigend eingeschätzt.

Machen Sie das auch Ihrer Tochter klar, und wir wollen Ihnen helfen, eine geeignete Haushaltung zu finden!

E. R.

Wenn Kinder fragen

Wenn Kinder fragen, so ist mal das erste, daß man sich darüber von Herzen freut. Denn Fragen verrät, daß das Kind schaut, denkt, faßt, vergleicht, wissen will, lauter Zeichen der Aktivität, also des Besten, das wir unsern Kindern wünschen können.

Aber mein Junge fragt mich halb tot. Manchmal so lang, daß kein Professor es beantworten könnte, manchmal so dumm, daß man sich ärgern muß. Zum Beispiel diese endlosen Warum. Eine ganze Kette hintereinander: Warum ist der Weg hier trocken? — Weil da ein Baum steht. — Warum steht da ein Baum? — Weil man ihn gepflanzt hat. — Warum hat man ihn gepflanzt? — Weil man es so wollte. — Warum wollte man? — Und so weiter — bis zur Unfindigkeit. Das muß man doch verstehen! Der Meinung bin ich eben nicht. Sie sagten früher selbst: eine Kette. Immer noch ein Warum und noch ein Warum. So wie das Kind gern Ketten und Kränze macht aus Blumen, Weiden, Strohhäfen. Oder immer wieder einen Scherz, ein Vertickelpiel, ein Lied, ein Sprüchlein, ein Märchen wiederholt haben will, kaum ist's zu Ende, so ruft es: Noch einmal! Das ist der Nächstbeste, der dem kleinen, lebendigen Wesen im Leibe heßt, weit mehr als uns Großen, ungeschickte Kinderpieler und Reime berufen auf dieser Freude an „Immer wieder“. Und so kann auch das Warum-Fragen ein Spiel bedeuten. Zumellen, das gebe ich zu, ein Redspiel für uns Erwachsene, ein heimlicher Triumph: Nun könnt ihr auch mal nicht weiter! Aber warum sollte man dies dem kleinen Frager nicht genau so gönnen, wie man ihn bei Tombola oder Wettrennen gern einmal gewinnen läßt. Ist er doch sonst so oft der machtlose Däumling gegen uns Riesen, die alles haben, alles können, alles dürfen.

Uebrigens sind wir oft selber schuld an dem Wachstum einer solchen Fragekette. Wir machen es dem Kind zu bequem. Können wir zu obiger Ausgangsfrage zurück: Warum ist der Weg hier trocken? — Wir geben etwa folgende Antwort: Es hat zuvor vielleicht ein wenig geregnet. Die Erde ist naß und dunkelbraun. Und plötzlich ist da ein freisundes, trockenes Stück Boden. Da wundern sich das Kind; und aus diesem Wundern heraus fragt es: Warum ist der Weg hier trocken? Und fängt geordnet an zu fragen die Mutter, zu antworten: Weil da ein Baum steht. Wäre es für den regalen, kleinen Geist nicht viel erfrischender, zu entgegnen, indem man mitfragt: Ja, warum nur? Und man hätte stehen und blickte rundum. Und das Kind bemerkte unter dem nächsten Baum wieder einen hellen, trockenen Fleck, und ebenso unter dem vorprinenden Daß, und es entdeckte selber die regenspendende Macht der Bäume, überhängenden Büsche, Dächer. Entdecken macht glücklich. Man bereitwillige Antworten verleihen zu Gedankelosigkeit, Trägheit, Unselbständigkeit. Aber wenn mal aus purer Spiel Freude die Warumkette anspringt, dann lustig und lüftig mitgepielt, und wenn es so toll wird, das Ganze mit einem Scherz- oder Reimmort zum guten, fröhlichen Schluß gebracht.

Die erste Frage jedoch werde so ernst genommen wie nur irgend ein forschendes Bemühen der grübelnden, deutschen Seele, der Faust-Seele. „Daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält!“ Ist es doch derselbe tiefe Drang, der das Kind inmitten seiner bunten Farben- und Dingwelt oft urplötzlich paßt, der Drang, das große Zusammen zu erkennen, die Ordnung der Gegenstände und Ereignisse, die Einheit der Erscheinungen, die es um sich gewahrt.

Darum weder ein Laßen über die oft seltsame Munddrucksform, in der es klarheit lüch! Noch Unmille über die Störung und unheimliche Aufgabe. Denn Antworten und Erklären ist oft nicht leicht. Aber auch nicht so schwer, wie man meint. Denn, was man wirklich weiß, muß man auch so einfach und natürlich mitteilen können, daß es das Kind begreift. Und wenn einem selber das Wissen mangelt, warum dann nicht ehrlich eingestehen: Das weiß ich nicht, aber wir wollen im Tierbuch, im Pflanzenbuch, im Atlas, beim Vater, bei den großen Geschwistern, beim Arbeiter, beim Gärtner, beim Bauern, beim Lehrer und bei Mat. Wir können nicht alles wissen, doch wir dürfen dort fragen, wo Menschen die Antwort kennen. Das Kind geht uns auch darin voran. Wenn wir hören, wie zornig es den Postboten, den Milchmann, den im Hause arbeitenden Maler, Tischler, Glaser, Mechaniker befragt und fast immer freundliche Auskunft erhält, dann fassen wir, daß dabei auch ein Großes geschieht, daß Volksgemeinschaft wird, wenn Kinder fragen.

Margarete Weinhandl.

Frühlingskräuter sind sehr schmackhaft

Im Frühling sollte der Großhändler auf den Ausfluss die Kräuterlampebische mitnehmen. Da sind die jungen Kesselpflanzen, die zwar brennen, aber als Erbsen für Spinat sehr gut sind. Junge Kräuter, wie Schnittlauch, Zwiebeltriebe usw., geben ihnen einen wichtigen Geschmack. Einen ausgezeimten Salat geben die jungen Löwenzahnblätter, die mit Karotteln und gedachten Erben vermischt werden, um ihnen den bitteren Geschmack etwas zu nehmen. Man gibt ihnen mehrere junge Kräuterblätter, die man am Wege findet, wie vom Sauerkraut, von den Gänseblümchen, vom Kullati, von der Zichorie, vom Wegert, von den Weiden, junge Radischeblätter oder die ganzen Radischeblätter, Brunnenkresse usw. Man kann einen sehr aromatischen Milchsalat oder ein Milchgemüse daraus herstellen und weisageloste Eier dazugeben. Der man verwendet alle die Blättern zu grünen Frühlingskräutern oder hat sie fein mit hartgekochten Erben zusammen, würgt sie und streut sie auf das Butterbrot.

Am grünen Salat verwenden wir Dill, Boretsch, Zwiebellauch, Petersilie, Pimpinella und Estragon, wobei es wichtig ist, daß die Kräuter 2 bis 3 Stunden vorher in der bekannten Salatlunke stehen.

Eine Kartoffeluppe, mit Thymian, Majoran, Porree, Sellerie und viel Petersilie zubereitet, ordnet die Suppe in eine höhere Rangstufe ein.

Kräuterkerlechen: Eine reichliche Dosis aus Kräuter und Gemüse, Kesseln, Dill, Majoran, Petersilie, Schnittlauch, Zwiebel, Rosmarin und Emmentaler, junge Brennnesseln werden gut zerleinert und mit etwas gebackter Zwiebel, einer Spur geriebenem Knoblauch und einem Gläßlein Mehl in Butter gedünstet. Man läßt alles abkühlen und vermischt es dann mit vier bis fünf gekühlten Eiern und läßt etwas nach. Aus dem Teig läßt man in gewohnter Weise Geruchlos.

Grüne Tunkte: Als Grundlage fertigt man eine dicke Maionnais. Dann fügt man langsam unter vorhöchtem Rühren den frisch ausgepressten Saft von 1 Pfund Spinat und von zusammen 1/4 Pfund Kesseln, Sellerie und Estragon bei. Selbstverständlich muß das Grün vorher gründlich gereinigt worden sein.

Kräuter-Butter: Gut gemaschene Kräuter, Schnittlauch, Dill, Emmentaler, Brunnenkresse, Petersilie und etwas Kesseln werden fein gewirgt und mit kalter Butter glatt vermischt. Etwas Zitronensäure und Salz sowie etwas geriebener Käse verfeinern diese pikante Kräuterbutter.

G'segn's Gott mit . . .

Man hatte mich zu einer Landpartie geladen. Man hatte angedeutet, lithographisch angedeutet: nur erles'ne Geister wären dort zu treffen. Man hatte nicht zuviel verprochen. Auch in Hinsicht auf die Frauen der Erlesenen.

Nicht als ob's von lauter Weisheit nur getrieft hätte. Man hatte sich verschworen: alles, nur nicht geistreich oder gar bedeutend. Man war einfach fröhlich. Man war fröhlich einfach.

Auf dem Heimweg durch den Wald erfaßte alle Dankbarkeit für den genossenen glotenden Tag. Dankbarkeit, die sich nicht Luft macht, drückt, daß dort nicht am Waldesrand ein altes Weiblein? Hatte sie nicht Lumpen an? Hob sie bittend nicht die Hände — nein, die Augen?

Betreten gingen wir vorbei. „Erfahrenheit“ verpflichtet, das, was alle tun, zu meiden. Erfahrene verteilen keine Scheidemünzen.

Plötzlich machte die Gemahlin kehrt und leerte, was sie hatte, in den Schurz des Weibleins. Eils, als schäme sie sich. Flug ging die Gattin des berühmten Malers auch zurück und gab. Es gab die Dichtersfrau, es gab die Frau des großen Sängers — alle, alle gaben. Bei der ersten Gabe lächelte die Alte. „Dankschön“, lag's ihr auf der Zunge. Die zweite Gabe wüßte ihr das Dankschön fort. Ein „Bergel's Gott“ wollte aus der

Tiefe. Bevor's ans Licht kam, hängte ihm eine neue Gabe unterwegs ein „Tausendmal“ an das Geseher.

Aber wie es nun von allen Seiten auf sie niederregnete von Gaben, war die Alte schier bestürzt. Weit offen stand ihr Mund, wie von einem Raben kam ein Krächzen. Aber wie's die Schwingen breitete und den Kopf hob, war's ein Adler: „G'segn's Gott mit einer Stüb'n voll kleine Kinder!“

Die Schenkenden wollten lächeln. Lachen wollten ihre Männer. Aber keine lächelte und keiner lachte. Der Adler aus dem Wolf hatte seine Augen in die irdigen gelaucht, kein Entrinnen gab es vor dem letzten Wunsch auf dieser harten Erde, von dem größten Wunsch, aus welchem alles Leben steigt und aller Sinn und alles Glück: „G'segn's Gott mit einer Stüb'n voll kleine Kinder!“

„A allein hab esse g'habt und mei Mutter siebezehne, und wenn's au hart ist gewese — i könnt nix beßer's wünschen, liebe schöne Fraue: G'segn's Gott mit einer Stüb'n voll kleine Kinder!“

Das Altrage aber schaute tiefer, schaute in die Herzen, sah in ihren Schöp und machte eine Rednung, eine graunvolle Addition: Der Frauen esse und der Kinder drei . . .

Wie eine Wolke, die ein Sturmwind packte, hatte es die Spenderinnen fortgemischt. Erichroden sah die Alte nach: „Wo ich ihne doch das schön!“, was 's gibt, hab g'wunne . . .“

Fritz Müller-Parientzen.

